

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 55 (1972)
Heft: 8

Artikel: Afrika und das Christentum
Autor: Morf, Max P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-412010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Freidenker

Monatsschrift der Freigeistigen Vereinigung der Schweiz

Nr. 8 55. Jahrgang

Aarau, August 1972

Sie lesen in dieser Nummer...

Von Mohammed zu Anwar Sadat

Holland rückt dem Schisma näher

Agnostizismus erwünscht!

Atheismus in Indien

Tante Flora stiftet eine Kirche

Afrika und das Christentum

Dass mit dem Ende der Kolonialepoche in Schwarzafrika auch die Religion einem Umwandlungsprozess unterworfen ist, bezeugt eine interessante Studie von Théodore Tshiamala aus Kinshasa (ehemals Leopoldville) in der Nummer 4, April-Mai 1970, der kongolesischen Seminaristenrundschaue «Dimensions Africaines» unter dem Titel «Für eine authentische afrikanische Kirche». Tshiamala vertritt in seinen Ausführungen einige Thesen, die bei den missionarischen Eiferern nicht unbedingt Gefallen finden mögen. Zu deren Trost sei gesagt, dass der Verfasser selbst ein engagierter Christ ist. Seine Untersuchung ist nachstehend in zusammengefasster Form wiedergegeben:

Vor der Fremdheit der Kirche einerseits und der eigentlichen afrikanischen Realität andererseits verspüren viele Schwarze ein grosses Missbehagen, denn die Annahme des Christentums und ihre Bekehrung bedeuten für sie eine Verneinung ihres kulturellen und religiösen Erbes, d. h. eine Verneinung ihrer selbst. Die Weigerung des Christentums, echte afrikanische Werte in sich einzuverleiben, hat die christlichen Gemeinden Afrikas zu einem Fremdkörper innerhalb des afrikanischen Organismus gemacht. Seit ihren Anfängen ist die Evangelisation Afrikas auf ein gewisses Misstrauen seitens der Schwarzen, welche das Christentum als die «Religion der Weissen» betrachteten, gestossen. Der christlichen Religion gelang es, sich im Schosse der einzelnen Haushaltungen auszubreiten; sie wurde angenommen, aber die Eingeborenen zögerten nicht, den Ahnenkult in sie zu integrieren.

Viele Schwarze bekehrten sich zum Christentum — allerdings nur auf oberflächliche Weise, denn die «frohe Botschaft des Heils», so wie sie von den Missionaren verbreitet wurde, bestand in ihren Augen weniger in der Vervollkommenung, sondern eher in der Abschaffung des afrikanischen Kulturgutes. So hat der Schwarze eben an das Christentum «geglaubt», ohne in seinem Innern wirklich daran zu glauben. Soll das heissen, dass es absolut keine Bekehrungen aus innerer Ueberzeugung gegeben habe? Der amerikanische Negerschriftsteller Richard Wright (1908—1960), der für die Integration der Schwarzen in die westliche Kultur eintrat, meinte diesbezüglich: «Es ist wenig wichtig zu wissen, ob die Beweggründe der Missionare mit denjenigen der Kolonialmächte identisch waren. Sicher ist, dass die Missionierung ohne Wirkung verblieben wäre, wenn die kirchlichen Emissäre dabei die Psychologie der Afrikaner für immer verdorben hätten.» (Ein gewisses Fingerspitzengefühl muss man den Missionaren trotzdem zuerkennen. Red.) Wie dem auch sei, eines ist sicher: Die Entlassung aus der Missionsstation oder aus der Schule bedeutet eine Rückkehr zum «heidnischen» Leben. Die Nähe einer christlichen Institution hingegen ist eine wahrscheinliche, aber sehr relative Ursache der Ausdauer. Alles geht gut, solange die Schafe sich unter dem Einfluss des Hirtenstabes befinden. In der Tat, die Bekehrten, welche die Schule verliessen, liessen dabei ihr Christentum zurück. Die getauften Erwachsenen, welche von der Missionsstation weggingen, um in ihr Heimatdorf zurückzukeh-

ren, begannen wiederum ihr althergebrachtes Leben. Sogar im Missionsdorf hatte diese anscheinend verschwundene Lebensart ihre Daseinsberechtigung. Falls ein Haushalt keinen Nachwuchs kriegen konnte, so zögerte der Ehemann nicht, im versteckten eine zweite Frau zu halten. Ein Kind, das lange krank war, veranlasste die Eltern, zum im geheimen praktizierten Ahnenkult zurückzukehren. Sogar der «Boy» des Missionars, der an der Zelebration der Messe mithalf, streifte sein Christentum ab, um die Lebensweise seiner Vorfahren wieder anzunehmen. Ein Missionarsbischof führte zu diesem Dilemma folgendes aus. «Man sagt, wir machten eine Unzahl von Christen. Wie verhält es sich aber in Wirklichkeit? Was wird aus unseren Schülern nach ihrer Entlassung? Aus unseren Katechumenen nach der Taufe? Aus unseren Gymnasiasten? Aus unseren ehemaligen Seminaristen? Hier gibt es 500 000 Getaufte: worin

ratio humana

Quartalszeitschrift für kritisches Denken, herausgegeben von der Freigeistigen Vereinigung der Schweiz.

Im Oktober 1972 beginnt ein neuer Jahrgang.

Abonnenten, die ihn jetzt neu abonnieren, erhalten die Juli-Nummer 1972 gratis geliefert. Sie enthält einen bedeutenden sprachphilosophischen Aufsatz, der in der Oktober-Nummer fortgesetzt wird.

Abonnementspreis pro Jahr:

Fr. 10.—

Bestellungen an:

W. Gyssling, Hofackerstrasse 22, CH 8032 Zürich.

besteht ihr Einfluss, um die Prostitution, den Missbrauch des Heiratsgutes und die Trunksucht einzudämmen? Worin besteht ihr Einfluss zum Zeitpunkt der Wahlen? Wir stellen fest, dass die Christen kommunistischer Tendenz nicht mehr zu zählen sind. Ist der Katholizismus unserer Gläubigen sehr oft nicht nur eine Zugehörigkeit zu einem Kult? Eine Versicherung für die Ewigkeit? Zweifellos haben wir ermutigende Statistiken vorzuweisen: wieviel davon ist aber nur reine Formsache?» Ein eingeborener Priester formuliert die Lage noch kritischer: «Wer hat nicht schon folgenden enttäuschenden Fall erlebt: Einer, der während 20 oder 30 Jahren ein ausgezeichnete Christ war, kehrt plötzlich wieder zum Kult seiner Ahnen zurück. Desgleichen die brave Christin, welche gewisse Riten nicht entbehren kann, obwohl sie weiss, dass sie ‚sub gravi‘ verboten sind. Drohungen (! Red.) und Beweisführung mögen ihr ein Versprechen erpressen, aber bei der nächsten Geburt eines Kindes wird sie wiederum ihrem Aberglauben verfallen. Somit, so folgert der Priester P. Lufuluabo, kann jedermann feststellen, dass die Mehrheit der afrikanischen Christen so bleiben wird, wie sie von jeher war — ausser dass sie getauft worden ist.» Dies alles bedeutet, dass die Schwarzen Afrikas in ihrem Unterbewusstsein in der traditionellen Weise weiterleben, obwohl ihre bisherige Lebensart von der neuen Religion, zu der sie sich bekennen mussten, verworfen wurde. So haben sie sich eben den äusserlichen Forderungen der «Religion der Weissen», welche sich nicht die Mühe genommen hat, die afrikanische Tradition zu berücksichtigen, schlecht und recht gebeugt. Somit bleibt das europäische Christentum ein eingeführtes, unverdautes Element im Schosse der afrikanischen Kultur, eine Fassade, die der Wirklichkeit nicht entspricht.

Théodore Tshiamala verwirft die christliche Religion als solche nicht. Er fordert nur, dass sie den afrikanischen Gegebenheiten Rechnung trage und nicht die Tradition Schwarzafrikas unterdrücke. Demzufolge müsse die Kirche umstrukturiert werden und mehr schwarze Würdenträger, die die Kultur der Eingeborenen respektieren, an ihre Spitze gelangen. Mit anderen Worten, das Christentum der europäischen Kolonialepoche müsse in ein wahres afrikanisches Christentum umgewandelt werden. Diese Forderungen wur-

den durch das 2. Vatikanische Konzil im Prinzip bereits unterstützt. Rom bekräftigte damals, dass in kirchlichen Angelegenheiten auf die Eigenheiten und kulturellen Werte der einzelnen Völker Rücksicht genommen werden müsste. Soweit der Bericht des kongolesischen Christen.

Wir sehen mit Interesse der Entwicklung im schwarzen Afrika entgegen. Ob sich manches grundlegend ändern wird, bleibt vorderhand dahingestellt. Wie dem auch sei, diese Studie hat uns gelehrt, dass ein Dogma — gleich welcher Natur — nicht für jedermann seine Gültigkeit hat, denn Träger desselben sind die Menschen selbst, und

die sind von Rasse zu Rasse verschieden. Die Gelben, Schwarzen und Weissen haben je ihre spezifischen Eigenschaften und ihre Denkweise, die durch die Entwicklung bestimmt worden ist. Diese Tatsache haben, was die Religion anbelangt, die Juden seit langem erkannt, denn diese senden keine Missionare in alle Herren Länder, um Konvertiten zu machen. Als vor einiger Zeit amerikanische, zum Judentum bekehrte Neger in Israel sich niederlassen wollten, wurden sie von den dortigen Behörden höflich, aber bestimmt gebeten, baldmöglichst wieder in ihr Heimatland zurückzukehren.

Max P. Morf

Von Mohammed zu Anwar Sadat

Präsident Sadat von Ägypten ist ein gottgläubiger Mohammedaner mit der **zabibah** auf der Stirn: dem roten Mal, das durch ständigen Druck auf den Gebetsteppich sich bildet. Am Jahrestag von Mohammeds Geburtstag, am 25. April, tröstete er die Gläubigen in der El-Hussain-Moschee, sie müssten sich in Geduld fassen, denn «... es geht nicht bloss um Waffen, sondern um den einzelnen Gläubigen; wie es denn heisst (Qûran Kp. 41, Vers 35), Allahs Lohn steht nur jenen zu, die standhaft bleiben». Und als er am 2. Mai den Fanatiker Qadafi von Libyen den Marineoffizieren in Alexandria vorstellte, gestand er, es fehlten ihm Worte, ihn gebührend zu begrüssen, denn «dieser junge Mann hat Vertrauen in Allah» und wird deshalb beweisen, dass «die arabische Nation nicht zugrunde gehen wird».

«Arabische Nation?»

Die Landesbezeichnung «Arabien» kommt von der Wurzel arâb = wüst, trocken, unfruchtbar; das Gebiet konnte nur Nomaden ernähren, die ihre kargen Bedürfnisse von Händlern in strategischen Siedlungen oder den Sesshaften an der Küste eindecken konnten. Alle diese losen Stammesgruppen sprachen unterschiedliche Dialekte, verehrten lokale Götter und kamen, ohne eigene Kultur, im 7. Jahrhundert mit jüdischen und christlichen Volksgruppen in Kontakt.

Dies gab dem schon nicht mehr jungen Händler Mohammed die Idee, aus den religiösen Mythensammlungen der Juden und Christen eine dritte zusammenzubauen, wobei er höflichkeitshal-

ber auch seine legendären Vorläufer — Moses und Christus — als Propheten gelten liess, sich aber natürlich als letzte und höchste Instanz bezeichnete. Er war schon vor Göbbels ein gerissener Propagandaleiter und verstand es, die in ewigem Zwist lebenden Stämme unter seinen Parolen zu vereinigen und zu fanatisieren, so dass innerhalb weniger Jahrzehnte die Mohammed-Anhänger ein Grossreich von Syrio-Palästina und Ägypten bis Persien beherrschten. Es sollte klar sein, dass das Arabische keine ethische Einheit bezeichnet, sondern bloss eine politisch-religiöse Einheit von Völkern, die, um Mohammeds «Mein Kampf» lesen zu können, das Arabische beherrschen mussten. Nach dem Fall der Omayyadendynastie waren die meisten Staatsmänner Perser (z. B. Harûn-ar-Raschîd) und der grosse Saladin (Shalâh-ud-Dîn) war ein Kurde. Medizin und Astronomie war in den Händen arabisch-schreibender Juden, Griechen waren in der Wirtschaft führend, Türken im Heer und die «Araber» Spaniens waren Berber. Von einer «arabischen Nation» kann und konnte nie die Rede sein; die Idee vom «arabischen Nationalismus» stünde sogar in Widerspruch zum weltumfassenden Programm des Islams als Religion. Es ist ein Mythos, den Nasser — trotz der ständigen Uneinigkeit unter den arabischen Staaten — aus politischen Gründen erfand. Er hatte eine Revolution mit einem «pharaonischen» Patriotismus begonnen (wenngleich die heutigen Ägypter mit denen Altägyptens noch weniger gemein haben als Mussolinis Römer mit denen des alten